

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„So, mein Herz, jetzt bist du im Sichern — jetzt fürchtest du dich nicht mehr, nicht wahr?“ fragte er liebevoll.

„Nein, Wolf! Aber du — du bist ja ganz durchnäht,“ sagte sie erschrocken.

„Das tut nichts,“ lächelte er, den Rock wieder anziehend, „es wäre schlimm, wenn ein Soldat nicht einmal ein wenig Regen vertragen könnte!“

„Wollen Sie sich nicht setzen?“ fragte der Alte. Er trat näher auf Wolf zu und sah ihn prüfend an. „Sie waren gestern abend schon hier?“

„Ja,“ entgegnete der Angeredete, mit einer leichten Verlegenheit kämpfend, „ja — ich weiß, ich bin Ihnen Aufklärung über unser seltsames Erscheinen an diesem Orte schuldig. Wir beide“ — er deutete auf Mary dabei, — „wir beide haben uns lieb, können uns aber nur an einem dritten Orte sprechen, da die junge Dame ganz allein steht!“

„Und da haben Sie nun den Friedhof dazu erwählt? Sonderbare Wahl!“

„Es blieb uns nichts weiter übrig,“ sagte Mary leise. „Wo anders wird man so gesehen —“

„Ach und Sie haben Grund, das zu fürchten, Fräulein?“ fragte der Alte, sie groß ansehend. Wolf war dieses Benehmen sehr unangenehm; jedoch konnte er weiter nichts dagegen tun, da jener im Rechte war. Darum sagte er ruhig:

„Ich sehe, daß Sie — und mit Recht — höchst verwundert über uns sind. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie uns ohne Besorgnis Ihre Gastfreundschaft geben können — die Dame ist meine Braut! Sind Sie nun zufriedengestellt?“

„Ja, ja,“ entgegnete der Alte — „es wäre aber nichts Neues, wenn es anders wäre! So junge Dämonen lassen sich leicht von der Uniform blenden, und die Herren Leutnants nehmen es auch nicht so genau! — Aber Ihnen glaube ich; ich habe schon vieles von Ihnen gehört; Sie sind doch der Leutnant von Wolfsburg?“

„Sie kennen mich?“ fragte Wolf verwundert.

Der Alte nickte. „Ja, sehen Sie sich nur erst — da aufs Sofa neben Ihre Braut. Zittern Sie nur nicht so, Fräulein, Sie sind beim alten Berger gut aufgehoben; und das Gewitter tut uns auch nichts, wenn es der liebe Gott nicht will! — Man muß nur immer erst wissen, wen man vor sich hat! Ich bin nun schon ein alter Mann, da kennt man manches vom Leben. — Also woher ich Sie kenne, Herr Leutnant,“ wandte er sich an Wolf, der neben Mary saß und den Arm um sie gelegt hatte — „mein Enkel, Wilhelm Berger, ist nämlich in Ihrer Kompagnie, und der erzählt immer von seinem Leutnant, daß der der beste vom ganzen Regiment wäre — so einen guten gab's nicht mehr!“

Wolfsburg wehrte ab. Glücklich aber schaute Mary zu ihm auf und sagte: „Ja, das ist wahr!“ Gleich darauf schauderte sie wieder zusammen, denn ein krachender Donner ließ das Haus in seinen Grundfesten erbeben. Das Gewitter tobte noch in unverminderter Heftigkeit fort, und an ein Fortgehen war vorläufig noch nicht zu denken. „Wie kommen wir nur nach Haus?“ klagte Mary, „es wird so spät.“

„Sorge dich darum nicht, Lieb! es ist kaum zehn vorüber, und ewig kann es nicht dauern,“ sagte Wolf.

„Weißt du, Alte,“ wandte sich Berger an seine Frau, „weißt du, du kochst für das Fräulein eine Tasse Tee, und da trinkt der Herr Leutnant auch davon — besser ist besser, sonst könnte er sich noch was holen, und das Fräulein nimmt nachher ein Tuch von dir!“ Wolf widersprach nicht, um nicht zu beleidigen. Er nahm sein Zigarrenetui aus der Tasche und reichte es dem Alten. „Wollen wir nicht eine Zigarre zusammen rauchen?“ fragte er freundlich, „da uns das Wetter zusammengebracht hat, wollen wir es uns auch gemütlich machen!“

„Danke schön, Herr Leutnant, ich nehme gern eine. Mein Enkel bringt mir auch öfters welche mit! — Es ist überhaupt ein guter Junge —“

„— und ein braver tüchtiger Soldat,“ meinte Wolf, „ich kann wohl sagen, einer von den besten aus meiner Kompagnie.“

Des Alten Auge leuchtete auf. Er nahm ein großes Bild von der Wand — eine Kompagnie Soldaten darstellend — „Hier, Herr Leutnant, das kennen Sie doch auch — hier sind Sie — und hier gerade hinter Ihnen ist mein Wilhelm.“

„Ja, das bist du,“ sagte Mary, „und wie du vergnügt aussiehst!“

„Beim Photographen macht man doch immer sein Sonntagsgesicht,“ lachte Wolf.

Mittlerweile kam Frau Berger mit dem Tee. Vorher hatte sie schon mit einiger Umständlichkeit die Staatsstassen aus dem Schranke genommen und auf den Tisch gestellt, sowie die dazu passende Zuderdose. Jetzt goß sie den Tee ein, und in ihrer still freundlichen Weise bat sie, zu trinken. Die Gäste kamen gern ihrem Wunsche nach, und das duftende Getränk tat ihnen gut. Sie fühlten sich so wohl bei den einfachen Kauten; besonders der alte Mann hatte etwas ungewöhnliches an sich, was Wolf zu ihm zog; seine blauen Augen trugen einen so stillen, gleichsam nach innen gekehrten Blick, als lebte er in einer ganz anderen Welt — Wolf mußte ihm das auch sagen.

„Ja, das kommt so, Herr Leutnant,“ entgegnete er, „das kommt von dem Umgang mit den Toten. Man sagt immer der Tod mache alles gleich — vielleicht droben — hier noch nicht; da wird einer, der es gar nicht verdient, mit aller Pracht und Herrlichkeit begraben, der andere still und einfach, obgleich er es besser verdient hätte — und manchmal, da wird einer so abseits eingescharrt ohne Sang und Klang, und kein Pastor spricht den Segen! Da lernt man nachdenken,

Herr Leutnant, und sieht das Leben mit ganz anderen Augen an. Die Gräber reden zu mir alle ihre besondere Sprache.“

„Es ist aber doch eine traurige Beschäftigung hier.“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Leutnant,“ sagte er, „nein! Man wird so ruhig und wunschlos dabei, und man kommt dem lieben Gott viel näher als draußen in der großen Welt, wo man so viel von ihm abgezogen wird. Hier redet alles eine so deutliche eindringliche Sprache von seiner Macht und unserer Nichtigkeit, und man muß immer an ihn denken, hier auf dem Gottesacker!“

Das brachte der alte Mann alles so schlicht und überzeugend vor, daß die beiden ihm sehr gern zuhörten. Er sprach davon, daß er seine beiden Kinder begraben hätte, daß ihm nur der Wilhelm, Liefes Sohn, sein einziges Enkelkind, geblieben wäre. Seine Frau beschränkte sich darauf, zustimmend mit dem Kopfe zu nicken und Mary bewundernd anzuschauen. Einmal strich sie verstohlen mit der Hand über deren goldiges Gelock. Die sah kindlich fröhlich neben ihrem Wolf und hielt seine Hand fest in der ihrigen.

Das Gewitter hatte inzwischen seine Heftigkeit eingebüßt; nur vereinzelt Blitze leuchteten auf, und immen schwächer wurde der Donner. Auch der Regen hatte nachgelassen. Der Alte stand auf und öffnete das Fenster; eine erquickende Luft strömte herein, und unwillkürlich atmeten alle tief auf.

„Da gibt's morgen viel zu tun,“ meinte der Alte, „das Wetter hat tüchtig gewüet!“

„Nun müssen wir aber gehen,“ sagte Wolf, „es wird Zeit.“

Frau Berger holte ein warmes Tuch, das sie sorglich um Marys Schulter legte; sie wollte es nicht, aber Wolf redete zu, da sie zu leicht gekleidet war.

„Nun unseren Dank, Ihr guten Leute,“ und herzlich drückte Wolf deren Hände.

„Keine Ursache, Herr Leutnant,“ wehrte Berger ab, „wir haben es gern getan! — Und wenn Sie sich mal wieder mit Ihrer Braut treffen wollen, so kommen Sie nur ruhig rein zu uns — es ist vielleicht besser für euch junges Blut; man soll sich nicht unnützlich in Versuchung führen!“ Wolf wollte etwas sagen — „ich weiß schon, Herr Leutnant; wir alten Leute sind verschwiegen; wir sprechen über nichts; da können Sie ganz unbesorgt sein; unser Wilhelm erfährt auch nichts! — Sie, Herr Leutnant, wissen ja auch, was Recht und Unrecht ist und das schöne Fräulein sicher auch — kein Wunder, wenn die Ihnen gefällt; der muß man ja gut sein!“

Sie verabschiedeten sich von Frau Berger; er ging mit ihnen bis zur Pforte, um sie zu schleusen. „Ich danke Ihnen nochmals,“ sagte Mary, „das Tuch bringe ich Ihnen morgen mittag zurück.“

„Nein, Märchen, das hat Zeit bis zum Abend, da bringen wir es zusammen: nicht wahr, lieber Berger, wir dürfen doch kommen? — Schön! — Also gute Nacht, und grüßen Sie Ihre Frau von uns.“

„Gute Nacht, Fräulein, gute Nacht, Herr Leutnant!“ Hinter ihnen wurde die Pforte geschlossen.

Es war kühl geworden, und die Straße war noch naß vom Regen. Aber der Himmel war klar, und die Sterne leuchteten freundlich auf die beiden Menschenkinder herab, die eng aneinandergeschmiegt ihren Weg gingen. Endlich mußten sie sich trennen; innig küßten sie sich. „Auf morgen, Geliebte! Schlafe süß! Komm gut heim!“ Damit bog er in eine Seitenstraße. — — —

4.

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, von der niemand was weiß.
Volkslied.

So verlebten die beiden glückliche Tage; ihre Zusammenkünfte, die fast allabendlich stattfanden, beschlossen sie oft im Hause des Friedhofswärters auf Marys Wunsch. Sie wollte nicht immer gar zu lange mit dem Geliebten allein sein; es widerstrebte ihrem feinen Empfinden, sich wie die erste Beste mit ihm zu treffen — und doch konnte sie nicht anders — wie mit höherer Gewalt zog es sie zu ihm hin, und schluchzend vor innerer Glückseligkeit hing sie dann fest an seinem Halse, in halbgestammelten Worten ihm ihre Liebe sagend. Ein solcher Ausbruch ihrer sonst so keuschen mädchenhaften Natur entzückte ihn aufs höchste; er fühlte und wußte genau, daß es ihr innigstes Empfinden war — er hatte ihre Seele wachgeküßt zum Leben. Mit Ungeduld sehnte er den Tag herbei, der sie zu seinem

Weibe machen würde. Wenn er auch dem geliebten Soldatenstande entsagen mußte — dieses Mädchen war so mit seinem Inneren verwachsen, daß er sich ein Leben ohne sie überhaupt nicht mehr denken konnte. So schön sie war, so klug war sie auch; sie verstand so auf sein Denken und Fühlen einzugehen, daß ihr gleichsam mit dem feineren verschmelzend, ohne daß es vieler Worte bedurft hätte. Sein ganzes reiches Empfinden, das er niemals in Kleinigkeiten zerplittert hatte, gehörte ihr — sie war sein einziger Gedanke.

Es war, als ob der sonst so ruhige Mann von einem Taumel erfaßt wäre, der ihn unfähig zu etwas anderem machte. Mit Ungeduld sehnte er den Mittag herbei — dann sah er sie wenigstens, sie konnten einen stummen Gruß miteinander tauschen — mit noch größerer Ungeduld aber den Abend, wo er sie an sein Herz drücken konnte — und die Abende zählte er zu den verlorenen, an denen er verhindert war, mit ihr zusammen zu sein. Dann schrieb er ihr noch lange Briefe, damit sie doch etwas entschädigt werden möchte. —

Detlev von Strachwitz war der einzige außer Berger, der um seine Liebe wußte. Er war ihm ja auch vertraut schuldig, und er freute sich, jemand zu haben, dem er wenigstens etwas sein Herz ausschütten konnte, sonst drohte ihm das Glücksgefühl die Brust zu sprengen. — Ungefähr eine Woche nach der ersten Zusammenkunft mit Mary hatte ihn Strachwitz eines Vormittags nach dem Dienst aufgesucht. Nach seinem üblichen Stöhnen über die hohen Treppen und nach dem üblichen Kognak ging er geradewegs aufs Ziel los:

„Man sieht Sie ja gar nicht mehr, he? — Haben wohl meinen Rat betreffs der Kleinen befolgt und haben selbstverständlich reüssiert? Wie steht's denn?“

„Bitte, Strachwitz, nicht in dem Ton reden, bitte fernere keine Ihrer so beliebten Bemerkungen machen, dann will ich erzählen!“

Da begannen Sie also — ich bin wirklich neugierig.“ Wolf berichtete nun, daß er geschrieben; wie er voller Ungeduld ihre Antwort erwartet und dann endlich von ihrem ersten Begegnen.

Aus seiner Stimme zitterte seine innere Erregung, und fast gerührt hörte ihm Strachwitz zu, der unter seiner leichten frivolosen Außenseite ein selten treues, gutes und aufrichtiges Herz barg. Ihm war es neu, den sonst so zurückhaltenden Kameraden so erregt zu sehen.

„Also auf dem Friedhof treffen Sie sich,“ schüttelte Strachwitz den Kopf, „sonderbarer Ort, herr —“

„Sie sind noch nicht dort gewesen, Strachwitz, sonst würden Sie sich nicht so darüber wundern. Glauben Sie denn, wir sitzen mitten zwischen Gräbern? Nein, es ist so friedlich und still dort — die Hälfte des Friedhofes ist ein richtiger Park mit schattigen Wegen und blühenden Büschen! Und wir wollen doch nicht gesehen werden —“

„Bezweifle ich nicht! Also dann von Herzen Glück! Mögen Sie nie enttäuscht werden, Wolfsburg — es sollte mir leid tun!“

„Das ist unmöglich! Mein Märchen ist so schön, so gut und so klug —“

„Das sagen alle Verliebten! — Wissen Sie etwas Näheres über seine Familienherkunft?“

„Niel nicht!“ Und Wolf erzählte ihm das Wenige, das er von Mary wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Tage von Briare.

14. Januar 1871.

Erlebnisse eines Veteranen der 8. Compagnie des Artillerie-Regiments Kaiser Wilhelm (2. Großh. Hess.) Nr. 116 während seiner französischen Gefangenschaft in der Zeit vom 15. Januar bis 1. März 1871. — Nach eigenhändigen Aufzeichnungen herausgegeben von Oberst z. D. Weimer in Kibda.

Am einem Nachmittage des Monats August vorigen Jahres unternahm ich mit mehreren mir befreundeten Herren der Gegend und höheren Bürgerschule zu Kibda einen Ausflug nach der hart südöstlich des Dorfes Glauberg gelegenen Bergkuppe gleichen Namens. Von Station Stockheim führt der Weg, größtenteils schmaler Fußpfad, über die ehemalige Zuckerrübenfabrik, ¼ Stunde steil aufwärts durch Buchwald auf das Plateau der Kuppe (270 Meter), die durch ein vollständiges System von felsig-germanischen Rinnefällen und der nunmehr teilweise freigelegten Buraunne

Glauburg" für den Forscher und Historiker eine reiche Fülle von Material bietet.

Unser Führer bei Erkundung der Ringwälle war ein schlächter Schlossermeister aus Glauberg, Johannes May, genannt das „Glauburger Schlosser“, ein noch tüchtiger Veteran der Feldzüge von 1866 und 1870/71, der trotz seines einen etwas gelähmten Beines sich noch als tüchtiger Fußgänger erwieis und bezüglich seiner geistigen Frische geradezu unsere Bewunderung erregte. Dieser Mann kann tatsächlich als ein Unikum unter der dortigen Bevölkerung angesehen werden. Seit mehr als 80 Jahren — war er doch schon Führer des Hessischen „Schliemann“, Doktors Koller — gilt sein Studium während seiner freien Zeit den Glauburger Ringwällen, von denen er in großem Maßstabe auf großem Zeichenpapier, ins Einzelne gehende übersichtliche und saubere Federzeichnungen und Skizzen angefertigt hat. Der Gewerbelehrer Endres hat hiervon mehrere photographische Aufnahmen gemacht. Auch hat May ein eigenhändig in Kunstschmiedearbeit ausgeführtes Denkmal zur Erinnerung an den deutsch-französischen Krieg auf dem Südwesthang des Glaubergs aufgestellt. Von hier aus hat man eine prächtige Aussicht in das mittlere Nidder- und untere Seemenbachtal. — Doch das ist's nicht, wovon ich erzählen wollte, auch nicht von den umfassenden schriftstellerischen Arbeiten des Veteranen May. In 5 Bänden, von ihm selber sauber geschrieben, hat er eine große Anzahl von Aufsätzen teils religiösen, teils patriotischen, teils geschichtlichen und militärischen Inhalts mit massenhaft eingeflochtenen, kürzeren oder längeren, auf die jedesmaligen Abschnitte in Prosa bezüglichen Gedichten niedergelegt. Ueberhaupt ist May eine poetisch veranlagte Natur, was auch in seiner Prosa deutlich hervortritt.

Für heute mögen uns seine Erlebnisse während seiner Gefangenschaft beschäftigen, die er im Band V seiner Schriften eingehend erzählt und denen ich auszugsweise, das wissenschaftliche entnehmend, folge.

In der Nacht vom 11. auf den 12. Januar 1871 erkrankte May auf Vorposten in den Weinbergen bei Briare unter Erscheinungen, die auf Blattern (Pocken, französisch petites véroles) hindeuteten und die auch am 13. zum Ausbruch kamen. Nach ärztlicher Feststellung der Krankheit wurde er dem Krankenhaus in Briare zugeführt, in dem er einige erkrankte Regiments- und Kompagniekameraden mit einer Anzahl Franzosen antraf.

„Am Morgen des 14., erzählt May, vernahmen wir das Getöse der Gewehre und den Geschüßdonner. Abends erklärten uns unsere Pfleger (Franzosen), daß die Kameraden „parti“ (fort) wären. Des nächsten Tages in der Frühe kamen die Franktireurs ins Spital. Diese, mitunter noch Knaben, waren freche Gesellen. Dann erschien ein französischer Offizier in Begleitung eines Schweizer. Er ging von Lager zu Lager, jedem den gespannten Revolver auf die Brust richtend. — Der Schweizer forderte uns auf, wenn wir Waffen verborgen hätten, solches zu sagen, wir sahen ja selbst, wie schlimm es um uns stände. Wir wurden so einige Tage von diesen Helden belästigt, deren einsige Tatkraft darin bestand, daß sie uns die Bajonette auf die Brust setzten und murmelten: „Brische labut“ (Brustien caput!). Sie hatten trotz ihrer großen Uebermacht (11 000—12 000 gegen 800 Mann) die Unseren (Detachement Grat Rankan) entweichen lassen, worüber ihnen nach Aussage der zweiten Schwester, der „miskant General Garibaldi die Köpfe abzuhäbeln drohte.“

Welch abenteuerliche Gerüchte unter den Lazarettkranken im Umlauf waren, die sich allerdings auf lägenhafte französische Berichte stützten, mag folgendes zeigen. May erzählt weiter: „Später gab mir ein Krankenwärter den kleinen Moniteur (moniteur), wo ich herauszifferte, daß Garibaldi auf Mänich (Mänich) zu marschieren im Begriffe sei, um sich daselbst mit den befreiten „Prisonniers“ (prisonniers, Gefangenen) zu vereinigen und dann weiter operieren wolle. — Sein Feldzug fand aber, wie bekannt, einen schmachlichen Abschluß; er mußte in die Schweiz retirieren.“

Die Aufwartung und Pflege war den Verhältnissen gemäß, so ziemlich. Die beiden Schwestern waren höchst lobenswert. Ein altes Mütterchen, obgleich mit der Keiligkeit nicht so ganz genau, tat uns samaritische Dienste. Der Maire, sowie der Priester besuchten uns jeden Tag und erfreuten uns mit kleinen Geschenken, so auch Dr. Köhler (damals heiliger Feldassistentenarzt und zurückgelassen für die hessischen Verwundeten, z. J. Geheimer Medizinalrat in Offenbach a. M.), stets in Begleitung eines uns unbekannt gebliebenen Herrn (es war dies Herr Maurer, Direktor der Knopffabrik des Herrn Babbroße, ein geborener Darmstädter, seit über 30 Jahren damals in Frankreich und bekannt durch seine Briefe eines nicht ausgewiesenen Deutschen). Der französische Arzt achtete uns kaum. Ein Sergeant-major (Feldweibel), der bald starb, schickte uns in der Irre (Fieber) oft Kleinigkeiten. Mit den Soldaten der Allema (d'Almagne) hatte er es stets gern zu tun. — Das ganze Krankenhaus gleich aber sonst einer Stätte des Todes. Einer von den Unseren erzählte abends noch, des Morgens war er tot. Ein anderer, auch der Unseren, wollte nicht sterben, er trank in der Fieberhize Urin aus dem Zimmertopf. Die Aufwärter schenken sich ihm zu nähern, aber die Schwestern taten ihre volle Pflicht. Auch ihn erlöste der Tod baldigt von seinen Qualen (Typhus). Kurz vor unserer Abführung bekam einer der Unseren — wir wußten nicht, war er katholisch oder evangelisch — die letzte Deluna.

— Die Leichen wurden bei der Beerdigung auf Breiter gelegt, wir aber ließen von dem Geld, was unsere Verstorbenen bei sich führten und wir noch beifügten, von dem Schreiner und Totengräber, der ein armer Mann war, Kasien machen.

Nach dem Gefecht vom 1. Januar 1871 wurden aus dem Lazarett zu Briare in französische Gefangenschaft abgeführt von den Verwundeten: ein Korporal und vier Mann, von den Kranken ein Mann.

Nach dem Gefecht am 14. Januar 1871 wurden aus demselben Lazarett in französische Gefangenschaft zehn Kranke, aus dem zu Gien fünf Kranke, sämtlich vom 2. Infanterie-Regiment, abgeführt. Ferner aus letzterem Lazarett noch drei kranke Chevaux-legers vom 2. Reiter-Regiment.

Unter den 10 Kranken des Lazarets zu Briare befand sich auch der Musketier Johannes May, der hierüber folgendes berichtet:

„In mitternächtiger Stunde öffnete sich das Tor des Krankenhauses (Lazarets, ein Fabrikraum der vorerwähnten Babbroßschen Knopffabrik). herein trat ein Offizier nebst einem Soldaten aus dem Elsaß und der französische Arzt. Der Arzt untersuchte uns und erklärte alle zehn für transportfähig, obgleich die Pocken von uns noch nicht alle abgefallen waren. Der Soldat sagte uns, daß wir als Gefangene abgeführt würden, wir bekämen es aber gut und sollten uns zum Abzug vorbereiten. Demnach kam der Maire, der uns durchaus nicht vortführen lassen wollte. Doch alles, auch das Einreden des Pfarrers, welcher sich gleichfalls einfiel, half nichts. Der Arzt gab nicht nach. Es fand sich alsdann auch noch Dr. Köhler nebst dem vorerwähnten Herrn (Maurer) ein. Wir packten unsere Sachen. Die Schwestern versahen uns mit frischer Wäsche, alsdann gaben wir allen unseren Wohltätern die Hände und wurden mittelst eines Wagens abgeführt. Auf der Straße angekommen erwartete uns schon das wütende Volk. In Bonny (Dorf südöstlich Briare) stieg die Wut aufs höchste. Eine Kompagnie Franktireurs war im Begriff uns aufzuspießen. Doch die uns bedeckenden Soldaten erklärten, indem sie die Patronen einschoben, erst müßten sie fallen, wir sollten nur keine Angst haben. Im kritischsten Augenblick stürzte ein Sergeant-major herbei, entriß einem der Unholde das Gewehr und schlug demselben auf sie los, daß sie rasch auseinander stoben. Doch immer wieder drangen frische Volkshaufen wütend auf uns ein. Nur mit Mühe gelang es einem mit vielen Orden geschmückten französischen und einem eilässischen Offizier, die Wutbrut mit dem Degen zurückzuhalten. Erst die Erklärung, sie sollten an die französischen Gefangenen in Deutschland denken, es ginge alsdann Auge um Auge und Zahn um Zahn, wirkte etwas beruhigend. Unter ähnlichen Verhältnissen gelangten wir weiter nach Revers. Hier kamen wir in einen schauerhaften Käfig.“ (Die Beschreibung dieses Gefängnisses namentlich was die ekel-erregenden Abortverhältnisse anlangt, kann hier weglassen.) — Interessant sind die folgenden Mitteilungen: „Auch Gambetta in Begleitung etlicher Madams beehrte uns mit einem Besuch, der uns trotz Versprechens keine Besserung brachte. Traurig hinbrütend lagen wir da, ohne Feuer, ohne alles; unsere Lage schien verzweifelt. — Durch einen Gendarmen wurden wir einzeln in verschiedenen Zeitabschnitten abgeführt. Ich wurde in ein Gemach gewiesen, in dem ein Offizier saß. Freundlich lud er mich zum Sitzen ein, dann stellte er folgende Fragen: Wie alt sind Sie? Was haben Sie für einen Beruf? Welcher Konfession gehören Sie an? Leben Vater und Mutter noch? Haben Sie Geschwister? Haben Sie den Feldzug von 1866 mitgemacht? Sind Sie jetzt gern mit Preußen gegangen? Wollen Sie gegen französische Offiziere, deren Angehörige sie gern in die Heimat wünschsten, ausgewechselt werden? Meine Antwort und die auch aller meiner Gefährten war: „Ich will die Gefangenschaft vorziehen.“ Darauf erklärte er, wir kämen in eine wunderschöne Gegend, wo jetzt schon die Bäume blühten, und wir bekämen es über die Maßen gut. Dieses soeben geschilderte Vorkommnis hing mit einem anderen eng zusammen, nämlich: es ging das Gerücht, die Unseren sollten Franktireurs erschossen haben. Als Gegendruck sollten nun wir erschossen werden. Bei der Abstimmung hierüber erklärte sich die Mehrheit für Erschießen. Bloß ein Gegner trat auf und sagte: „Wir dürfen einem so rohen Gebaren nicht nachahmen, es ist keiner edlen Nation würdig, zudem sind diese hier auch Kranke.“ Ob diese Abstimmung in Wirklichkeit auch stattgefunden hatte oder uns bloß so vorgeredet wurde, ebenso ob ein Hauptmann von den Unseren Franktireurs hatte erschießen lassen (ist gegeben), dieses weiß ich nicht; ich weiß aber, daß der Major Hoffmann (Kommandeur des 2. Bataillons) einmal alle Gefangenen, welche wir mitführten, freiließ, wo viele dankend vor ihm niederfielen und die Füße küßten, dann voll Freude die Holzschube in die Hände nahmen und eilig wegfielen. Nachdem wir noch etliche Tage in dem schenklischen Nest zugebracht hatten, erschien des Nachts ein Gendarm und führte uns ab. Wir konnten kaum noch gehen. Unvergeßlich bleibt mir diese traurige Zeit. So erwachte ich eines Nachts, das Nachtlichtchen, ein Spirituskümpchen, war erloschen. Mich überfiel ein hangendes Gefühl, die Stirn wurde heiß, ich glaubte mich dem Wahnsinn nahe, schob das Kopfkissen, den Tornister, weg, und legte den Kopf auf die kalten Steinplatten, zu Gott flehend, er möge mir den Verstand erhalten. Von dem Gendarmen wurden wir auf den Bahnhof geleitet. Hier angekommen wurden wir an den Haaren gezupft und mußten, um die Mägen zu behalten, diese in die Hand nehmen. Voller Wut wurden wir gekräft und in das Gesicht gepuckelt, bis endlich ein

Ersässer Karaffier und eine Anzahl Marineoldaten erschien, um uns in Schutz zu nehmen. Unter gleichen Verhältnissen gelangten wir nach Almogés, wo die Frau des Arresthauaufsehers eine gute Deutsche war. Wir verbrachten unsere Zeit während des dortigen Aufenthalts in ihrer Wohnung. Nachts kamen wir in einen großen Saal, wo wir in Gemeinschaft mit den Franzosen auf dem Fußboden lagerten. So ging es immer weiter von Arresthaus zu Arresthaus. Einmal hatten wir auch einen sehr guten Aufseher; wir hatten ein gewärmtes Gemach, erhielten Kost mit etwas Fleisch. So kamen wir mit der Bahn unter Bedeckung der Gendarmen immer weiter. Nach Passieren eines großen Tunnels sahen wir jenseits desselben keinen Schnee mehr. Auf den Wiesen weideten Pferde, Rindvieh, Esel und Ziegen. Endlich gelangten wir nach Bordeaux."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Ehrenrettung der Fleischkost.

Von Dr. Ludwig Dirschkeim, Spezialarzt für Stoffwechselkrankheiten.

„Eines schickt sich nicht für alle“ — dieser Satz gilt nirgends mehr als in der Frage einer zweckmäßigen menschlichen Ernährung. Der Mensch weicht sich in wunderbarer Weise den verschiedenen Lebensbedingungen anzupassen; er hat sich in den Eiswüsten der Polargegenden angesiedelt; er trägt der glühenden Sonne des Äquators und findet noch in der Dürre der Sandfelder Afrikas die Wege, ein kargliches Dasein zu fristen. Niemand wird aber voraussetzen, daß der Bewohner der Tropen, dem mit den Strahlen der sengenden Sonne unendliche Energiemengen zufließen, dieselben Mittel zu seiner Erhaltung braucht, wie der Nordländer, der gezwungen ist, seinen Körper gegen eine Lufttemperatur von 30 und mehr Grad unter Null auf 37 Grad Wärme anzuhängen.

Auch für den Kulturmenschen bedingt die Verschiedenheit der Lebensformen Unterschiede in der Ernährung, und es ist vergebene Hoffnung, selbst für die Bewohner desselben Breitengrades eine Normaldiät aufstellen zu können. Der Lindliche Körper, der vor allen Dingen die Aufgabe hat, zu wachsen, Körpersubstanz anzusehen, braucht eine andere Ernährung als der der Erwachsenen; der Landmann, der den ganzen Tag in freier Luft schwere körperliche Arbeit verrichtet, andere als der Kaufmann der Großstadt, der selbst den Weg zu seinem Schreibtisch noch im Wagen zurücklegt. Das Maß an Körperarbeit, das ein Mensch zu leisten hat, ist, neben den klimatischen Verhältnissen, in der Hauptfache bestimmend für die Ernährung des Erwachsenen, das ist die Grundtatsache, deren Kenntnis wir vor allen Dingen den bahnbrechenden Arbeiten Rubners, des um die Ernährungsforschung hochverdienten Berliner Hygienikers, verdanken.

Man hat den menschlichen Körper häufig mit einem Ofen verglichen, der durch die Nahrungsstoffe geheizt wird. Wenn wir von diesem Gesichtspunkte ausgehen, wird dasjenige Nahrungsmittel das wertvollste sein, das die größten Wärmemengen liefert; die Kohle wird am teuersten bezahlt, die den größten Heizeffekt gibt. Die Hauptnahrung des Menschen, Brot, Kartoffeln, Reis, zum größten Teil aus Stärkemehl bestehende Stoffe, werden nun im Körper nur bei starker körperlicher Arbeit gut verbraucht, sonst aber als Fett angesetzt oder, wie bei der Zuckerkrankheit, unverbrannt wieder ausgeschieden. Im Gegensatz hierzu haben wir im Fleisch, wie in den Eiweißsubstanzen überhaupt, Brennmaterial, das ohne körperliche Arbeit, bei völliger Ruhe schon in geringen Quantitäten große Wärmemengen liefert und an Heizwert die Stärke um etwa 25 Proz. übertrifft, das außerdem imstande ist, den Körper in gutem Ernährungsstande zu erhalten, und das schließlich noch den nicht zu unterschätzenden Vorzug hat, gut zu schmecken, die Tätigkeit der Verdauungsorgane anzuregen. Für den Stadtbewohner, den Kopfarbeiter, das gewaltige Heer der Bäcker- und Schreibtischmenschen, ist der Fleischgenuß — wir können mit gutem Gewissen sagen — unentbehrlich. Seine schwächeren Verdauungsorgane können nicht die großen Brot- und Gemüsemengen bewältigen, mit denen der muskelkräftige sehnige Landarbeiter spielend fertig wird. Er braucht eine Nahrung, die, schon in kleinen Mengen genossen, es ihm ermöglicht, seine — vorwiegend geistige — Arbeit zu verrichten, seinen Körperbestand zu erhalten, den regelmäßigen Ablauf aller Funktionen zu gewährleisten. Alle diese Vorzüge finden sich in der Fleischkost vereinigt.

Hat aber der Fleischgenuß nur Vorzüge? Haben die Vegetarier so völlig unrecht, wenn sie vor den Gefahren übertriebenen Fleischgenusses warnen? Ist es wirklich gleichgültig, wenn, wie statistisch erwiesen ist, in Deutschland der Fleischverbrauch, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, in den letzten Jahren um mehr als das Dreifache gestiegen ist? Stärkemehl, Zucker, Fette verbrennen im Körper zu Kohlensäure und Wasser, die fast völlig durch Lunge und Haut entfernt werden können. Alle Eiweißsubstanzen, und mit ihnen das Fleisch, hinterlassen aber unverbrennliche Rückstände, zumeist Säuren, die vorwiegend durch die Nieren, zum Teil auch durch die Darmdrüsen ausgeschieden werden müssen.

Fleischgenuß bedeutet also Nierenbelastung, und je mehr Fleisch jemand genießt, um so größere Mengen von Schwefelsäure, Phos-

phorsäure, Harnsäure bildet sich in seinem Körper; diese müssen, hauptsächlich auf dem Nierenwege, wieder entfernt werden. Die Grenze, bis zu der eine Ausscheidung dieser schädlichen Stoffe möglich ist, wird, wie mir langjährige Untersuchungen gezeigt haben, häufig genug überschritten, sobald es zur Anhäufung von Nahrungsschladen aller Art, zu Zuständen von Säurevergiftung, Nerven und anderen Krankheitszuständen kommt, deren Beseitigung unter Umständen Jahre erfordert.

Fleischkost ist also für den Stadtbewohner mit seiner geringen körperlichen Betätigung, der herabgesetzten Leistung seiner Verdauungsorgane notwendig, aber sie ist ein notwendiges Uebel, und die kleinste Fleischmenge, mit der ein Mensch seinen Körper und Kräftebestand erhalten kann, stellt die bestmögliche Lebensbedingung für ihn dar und gewährt ihm zugleich den größten Schutz vor Erkrankungen.

Vermischtes.

kl. Ein unverfälschter Riesendiamant. Ein Engländer namens Bowler hat jüngst das unerhörte Glück gehabt, in Transvaal einen Riesendiamanten zu finden und ist nun, wie man denken könnte, ein gemachter Mann. Hat er doch nichts weiter nötig, als seinen kostbaren Fund für ein paar Millionen zu verkaufen, um alsdann von den Zinsen leben zu können. So dachte Bowler auch, als er mit seinem Riesendiamanten in London ankam und ihn verkaufen wollte. Allein vorläufig hat er noch keinen Käufer für den prachtvollen Stein gefunden, alle Juweliere, denen er ihn vorgelegt hat, äußern sich bewundernd über das Prachtstück, allein mit dieser Bewunderung ist Herrn Bowler nicht gedient, vielmehr wäre ihm bar Geld lieber; aber so viel Geld, wie der Diamant wert ist, will kein Juwelier daran wagen. In Paris und der Diamantenstadt Amsterdam hat Bowler die gleiche Erfahrung gemacht, und wenn nun nicht ein indischer Nabob oder ein amerikanischer Erzmilliardär helfend einspringen, steht er vor den beiden Möglichkeiten, seinen kostbaren Diamanten zu behalten oder ihn in mehrere leichter verkäufliche Stücke zu zerlegen und so gewissermaßen „auf Abbruch“ zu verkaufen.

„Einfaches Mittel.“ „Ich möchte so gern zu meiner Mutter zurück,“ sagte der bettelnde Bagabund, „sie hat mein Gesicht 10 Jahre lang nicht gesehen.“ „Das glaube ich gern,“ sagte der Herr ungerührt, „aber warum waschen Sie sich's nicht einmal?“

Büchertisch.

— Sechs Stunden von Potsdam. Die bekannte „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ erzählt folgende nette Geschichte: Die preussische Gardebataillon stellte im deutsch-französischen Kriege öfters die Ehrenwachen beim König und beim Generalstabe und vertrieb sich in den Mußestunden gern die Zeit durch theatralische Vorstellungen. Auch Moltke wohnte mit seiner Umgebung eines Abends einer solchen Aufführung bei, unterließ sich köstlich und ließ sich schließlich einen Unteroffizier vorstellen, der in einer Person Dichter, Hauptdarsteller und Regisseur war. In streng dienstlicher Haltung, die Hände an den Hosennähten, trat der Mann mit erstem Gesichtsausdruck an den General heran. „Ihre Vorstellung war sehr nett. Wie heißen Sie denn?“ fragte Moltke gütig. — „Zu Befehl, Erzellenz . . . Schulze.“ — „Wo sind Sie denn her?“ — „Sechs Stunden von Potsdam, Erzellenz,“ lautete die Antwort. Moltke lächelte und fragte weiter in Potsdamer Dialekt: „So . . . sechs Stunden von Potsdam? Wie heißt denn der Nest?“ — „Berlin, wenn Sie et noch nich kennen sollten, Erzellenz!“ Der Feldherr und sein ganzer großer Generalstab brachen in lautes Lachen aus über die mit unerhörtlich dienstlichem Ernst abgegebene Antwort des militärischen Komikers.

Bilderrätsel.



Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer:
 Doffnung leimt, ein schwaches Halmchen,
 Auch auf kahler Felsenwand;
 Doffnung leuchtet unter Tränen,
 Wie im Wasser der Demant.